Die finanzielle Lage der Alliierten.

Der Widerstand unserer Feinde hat in diesen Tagen eine allgemeine finanzielle Belastungsprobe auszuhalten. In England, in Frankreich und in Rußland — an Italien pflegt man ja in diesem Zusammenhang kaum zu denken — ist das Geld zur Neige gegangen; in allen drei Staaten sieht man vor neuen Anleihen. Frankreich geht zum erstenmal daran, ordnungsgemäß durch eine Anleihe die Kriegskosten aufzubringen, Rußland versucht es zum vierten Male mit einer inneren Anleihe, nachdem die Versuche, aus dem Auslande Geld zu erlangen, gescheitert sind, und auch England wird aller Voraussicht nach ebenfalls in diesen Wochen mit einer dritten Kriegsanleihe herauskommen. Was diese Versuche ergeben werden, das wird man allgemein mit großer Spannung erwarten; denn es wird für den Ausgang des Ringens mitentscheidend, vielleicht sogar von ausschlaggebender Bedeutung sein, welche Länder unter den finanziellen Riesenanstrengungen zunächst zum Erliegen kommen.

So viel man auch über die Lage der Staatsfinanzen bei unsern Gegnern gehört hat, und so viele Schlüsse man auch aus mancherlei zuverlässigen Mitteilungen ziehen konnte, der vorsichtige Beurteiler muß doch eingestehen, daß ein klares Bild davon, bis zu welchem Grade die finanzielle Widerstandskraft unserer Gegner schon gebrochen ist, nicht gegeben werden kann. Besonders erschwert wird die Erkenntnis dadurch, daß die Geldgeschäfte der drei Länder vielfach miteinander verkuppelt worden sind. Man denkt unwillkürlich an die Kaufleute, die ihre Geschäfte unter den verschiedensten Namen treiben, die an mancherlei Firmen beteiligt sind und die ein Netz wechselseitiger Beziehungen geknüpft haben, um ihren Geldgebern, ihren Lieferanten oder auch dem Steuerfiskus den Einblick in ihre Verhältnisse möglichst zu erschweren. Das gilt von den Engländern, die sich von überall her Geld verschrieben haben, von dem man nun nicht weiß, wer es sich gutschreibt, das gilt von den Franzosen, die monatelang überhaupt keine Zeile über ihre Finanzen ans Tageslicht ließen, und das gilt besonders von den Russen, über deren Verhältnisse die widersprechendsten Angaben gemacht wurden. Eine harte Notwendigkeit zwingt jetzt die Regierungen der drei Länder gleichzeitig, vom eigenen Markt große Mittel für die Fortführung des Krieges zu verlangen. Bezeichnend für die Schwierigkeiten, in denen sich unsere Feinde ohne Unterschied befinden, sind schon die Bedingungen, die sie für das neue Geld bewilligen wollen; interessanter aber wird sein, ob sich die Hoffnungen überhaupt erfüllen werden.

Englands kritische Lage.

Am klarsten liegen die Verhältnisse immer noch in England; dort zeigt sich aber auch am deutlichsten, auf welch gefährlichen und abschüssigen Bahnen man sich befindet. Im Unterhause wurde dieser Tage vom Regierungstisch aus mitgeteilt, daß für die Kriegsführung Englands jetzt mehr als 33 Milliarden Mark bewilligt worden sind. Mehr als für jedes andere kriegführende Land haben für England die Kosten eine ununterbrochen steigende Tendenz gehabt. Und trotz aller Versuche, die Beträge durch Sparsamkeit im Innern herabzudrücken, sind sie immer noch in ständigem Wachsen. Den Engländern ist heute nur noch eine Möglichkeit geblieben, ihre Kriegskosten wesentlich herabzusetzen; sie besteht darin, den Verbündeten die versprochenen Milliarden aufzukündigen. Nachdem sich aber einmal der englische Geldmarkt mit mehr als zehn Milliarden an der Kostenaufbringung der Verbündeten beteiligt hat, ist dieser Weg für England sehr gefährlich, es hat sich schon viel zu tief eingelassen, um weitere Ansprüche ablehnen zu können.

So ungeheuer auch die Summe von 33 Milliarden Mark ist, so sind es doch erst die Umstände, unter denen das Geld in England geliehen und ausgegeben wird, die die Lage für dieses einst so finanzstolze Land so bedrohlich machen. An sich ist ja die Summe, die Deutschland für den Krieg aufgewandt hat und aufwendet, nur um wenige Milliarden kleiner, aber in ihrer Wirkung lasten die Milliarden auf England ganz anders als auf uns. Was England an Geldern für den Krieg aufbringt, das fließt zum größten Teil ins Ausland ab; entweder als Beihilfe an die Verbündeten, oder ins neutrale Ausland zur Bezahlung der riesig gewachsenen Einfuhr, der keine entsprechende Ausfuhr gegenübersteht. Dazu kommt aber, daß die Waren, die in diesen Zeiten in die englischen Häfen eingebracht werden, besonders teuer bezahlt werden müssen. Denn die Neutralen halten die Preise hoch, und das englische Pfund steht tief im Kurs. Die Verschuldung des englischen Volkes geht also noch rascher vor sich, als es dem Werte der eingeführten Ware entspricht. Um wie viel gesünder der Geldumlaufprozeß in Deutschland ist, die wir mit den Milliarden immer von Neuem die eigene Volkswirtschaft befruchten, braucht kaum mehr gesagt zu werden. Ein weiteres böses Zeichen für England ist, daß es jede neue Milliarde teurer bezahlen muß. Während wir wie bisher so auch weiterhin unsere Anleihen zu einem gleichbleibenden Zinsfuß und sogar unter für die Staatsfinanzen immer günstiger werdenden Bedingungen unterbringen können, mußte England stets jedes neue Verlangen mit verlockenderen Versprechungen ausstatten. Während der Londoner Markt in normalen Zeiten Geld in Hülle und Fülle zu den billigsten Sätzen haben konnte, bekommt er es heute nur noch zu Bedingungen, die man früher nur exotischen Staaten aufzuerlegen pflegte. Und diese Zinsenschraube hat für England kein Ende. Ein dritter Nachteil besteht darin, daß große Summen, die es als Anstifter und Regisseur dieses Krieges ausgeliehen hat, um so unsicherer werden, je länger dieser Krieg dauert, da England überall, wo Staatsfinanzen zerrüttet werden, mitleiden wird. Darüber hinaus aber hat England etwas verloren, was ihm schmerzlicher sein wird als die höchsten Kriegskosten. Es hat seine Rolle als Hauptvermittler auf dem Geld- und auf dem Warenmarkt an einen glücklicheren Nachfolger abgetreten, und dieser Nachfolger wird um so sicherer im Sattel sitzen, je länger dieser Krieg noch dauert.

Das sind alles Beweise dafür, daß England von allen Staaten den größten Einsatz wagt und verlieren wird. Als berechnender Spieler sollte es eine Partie, die immer kostspieliger zu werden droht, ohne noch eine Aussicht auf einen glücklichen Ausgang zu lassen, vorzeitig abbrechen. Ob es zu diesem Ende kommen wird, das wird nicht zum wenigsten auch von dem Ergebnis der neuen Anleihen abhängen. Haben die Verbündeten nicht mehr Atem genug, ohne England zu leben, dann werden sie verdoppelte Ansprüche an ihren natürlichen Geldgeber stellen, und ihnen wird er nicht mehr gewachsen sein. Es verlohnt sich deshalb, kurz die Aussichten zu beleuchten, unter denen die finanzielle Schlacht beginnt.

Englands Anleihe- und Steuer-Politik.

England steht immer noch zusammen mit Deutschland an der Spitze der Staaten, die gewaltige Kriegsanleihen aufgebracht haben. Die bisherigen englischen Anleihen waren, was die Höhe der dabei erzielten Summen angeht, unbedingt Erfolge, auf die Großbritannien stolz sein durfte. Es hat im Spätherbst 1914 etwa 7 Milliarden Mark, im Sommer 1915 etwa 12 Milliarden Mark zusammengebracht. Die Beträge waren also nicht unwesentlich höher als die der unmittelbar vorausgegangenen deutschen Anleihen. Wenn man nur diese Zahlen ansähe, dann könnten sich Englands Kriegsfinanzen mit denen Deutschlands wohl messen. Ausschlaggebend aber sind die Bedingungen, unter denen sich die Länder das Geld verschafft haben. Die erste englische Anleihe, die von vornherein auf sieben Milliarden bemessen wurde, wurde zum Kurse von 95 und zu 3½ Prozent aufgelegt; die Verzinsung ging also 1 Prozent über den Zinsfuß der englischen Konsols hinaus. Ein besonders starker Anreiz zur Zeichnung wurde aber gleich bei dieser ersten Anleihe, mit der England offenbar den ganzen Krieg finanzieren zu können hoffte, dadurch gegeben, daß die Bank von England die Schuldverschreibungen bis 1917 zum vollen Betrage und zu einem Zinssatze, der 1 Prozent niedriger war als der Diskontsatz der Bank, belieh. In Wirklichkeit war also [die] Bank von England der Geldgeber. Um diesen englischen Trick richtig zu beurteilen, vergleiche man damit die entsprechenden Bestimmungen der deutschen Darlehnskassen. Auch bei uns werden Vorschüsse denen bewilligt, die Kriegsanleihe zeichnen wollen. Aber diese Vorschüsse werden nicht unter dem Bankdiskont, auch nicht auf drei Jahre, und auch nicht zum vollen Kurse gegeben. Und auch nicht auf den bloßen Willen zum Zeichnen hin, sondern nur, wenn eine bankmäßige Unterlage geboten wird. Während also die deutschen Geldgeber sich nicht auf den Kredit hin, den ihnen die Darlehenskasse gewährt, an der Kriegsanleihe beteiligen können, sondern bares Geld einschießen müssen, und mit ihrer Person dafür einstehen, nach einer gewissen Zeit den Rest der Verpflichtungen zu tilgen, hat in England der Staat schon bei der ersten Anleihe einen großen Teil der Mittel selbst hergegeben. Woher aber der Staat diese Gelder genommen hat, und wie er sie, wenn er sie durch Ausgabe von Staatsnoten beschaffte, gedeckt hat, das bleibt einer der vielen dunklen Punkte, an denen Englands Finanzwirtschaft gegenwärtig so reich ist.

Die zweite englische Anleihe verdunkelte das Bild noch stärker. Um einen Erfolg zu erzielen, wurden noch stärkere Dosen von Reizmitteln verabreicht. Der Zinsfuß wurde auf 4½ Prozent, der Kurs auf Pari festgesetzt. Dabei konnten aber Stücke der ersten Kriegsanleihe gegen Zuzahlung von 5 Prozent in Zahlung gegeben werden, so daß der Kurs für diese Zeichner tatsächlich auf 98½ sank. Gegen Zeichnung von 2000 Mk. konnte der Zeichner für weitere 1000 Mk. 75 Prozent der 2½prozentigen Friedenskonsols in Zahlung geben. Das bedeutete wiederum einen nennenswerten Zinsgewinn. In einer Unterhaltung mit amerikanischen Journalisten schätzt Staatssekretär Helfferich die wirkliche Verzinsung der zweiten englischen Anleihe auf 5.25 Prozent. Andere Finanzmänner haben ähnlich geurteilt. Was aber den englischen Staat besonders kompromittierte, das war sein Versprechen, wenn er bei einer späteren Anleihe günstigere Bedingungen gewähre, diese auch den Zeichnern der zweiten Anleihe zugute kommen zu lassen. Darin sehen wir einen deutlichen Beweis für die System- und Hilflosigkeit der englischen Anleihepolitik. Der Berliner Nationalökonom Jastrow sagte in einer Besprechung der Anleihebedingungen, es gebe in der Geschichte der Staatsschulden keinen Fall, wo ein Staat, der noch auf seinen Ruf bedacht war, sich zu einer so demütigenden Verpflichtung im Voraus verpflichtet hätte. Wenn man den Prospekt der englischen Kriegsanleihe von Juli ohne den Namen des Staates veröffentlichte, so würde man glauben, es sei der Prospekt eines Staates, der vor dem Bankerott stehe. Daß es aber noch schlimmer mit Englands Staatsfinanzen und Englands Staatskredit werden konnte, das haben die Verhandlungen der verbündeten Franzosen und Engländer wegen einer Anleihe in den Vereinigten Staaten bewiesen. Man war gewiß, auf Englands glänzenden Kredit hin zur Hebung des Sterlingkurses vier Milliarden Mark zu annehmbaren Bedingungen zu bekommen. Nach langem Hin und Her gelang es den Verbündeten, die Hälfte zu erhalten. Diese Summe, die für die Kriegführung kaum ins Gewicht fiel, blieb in Amerika zur Deckung der Kosten der Kriegslieferungen und erfüllte nicht einmal den Zweck, den Sterlingkurs auf die Parität zu heben. Ohne einen greifbaren Erfolg erzielt zu haben, hatten sich die Verbündeten zu geradezu demütigenden Bedingungen verstehen müssen. Die Anleihe wurde zu fünf Prozent Zinsen und zu dem Kurse von 98 ausgegeben, muß aber nach 5 Jahren zu Pari getilgt werden, wenn die Besitzer sich nicht den Umtausch in 4½prozentige Papiere gefallen lassen wollen. Für die stolzen Engländer macht das einen Zinssatz von über 6 Prozent aus. Trotzdem ist die karge Summe von zwei Milliarden Mark gerade zur Not gezeichnet worden, und alle neuen Versuche, durch eine weitere Anleihe in Amerika das mißglückte Ziel, den Sterlingskurs und damit das englische Renomee auf dem Weltmarkt dennoch zu retten, haben bisher zu keinem Ergebnis geführt, das die Verbündeten der Welt mitteilen dürften.

Die Aussichten für eine neue englische Anleihe, über deren Bedingungen übrigens bis heute noch nichts mitgeteilt worden ist, liegen also nach dieser Vorgeschichte recht ungünstig. Wenn unser britischer Wettbewerber mit dem 12 Milliarden-Erfolge der dritten deutschen Anleihe Schritt halten oder ihn sogar überbieten will, dann muß er sich Bedingungen unterwerfen, die keinen Zweifel mehr darüber lassen, wie brüchig durch die Erfolglosigkeit der englischen Kriegsführung drüben der Kredit geworden ist, den man für die festeste Säule im Geldverkehr der Welt gehalten. Auch im günstigsten Falle wird England jetzt seine Anleihe mit einem Zinssatz ausstatten, der mehr als doppelt so hoch ist wie sein Friedenssatz, dasselbe England, das im vorigen Herbst noch mit Erfolg 3½ Prozent für Kriegsgelder bieten konnte. Darin lag der böse Rechenfehler. Während Deutschland von vornherein eine stetige und zielbewußte Finanzpolitik trieb, von der es im Laufe des Krieges nicht um Haaresbreit abzuweichen brauchte, sah man drüben den Mann am Roulette, der mit immer größeren Einsätzen, mit immer höheren Versprechungen das Glück an sich zu reißen hofft. Englands Finanzpolitik erklärt sich nur so, daß man drüben mit der ersten Anleihe durchzukommen glaubte; als man sich darin getäuscht sah, bot man mehr, und als man abermals enttäuscht wurde, mußte man abermals mehr bieten. Die Anleihepolitik des Londoner Schatzamts ist deshalb ungesund bis in die Wurzeln hinein. Um sich vor ihren Folgen zu retten, hat man das Steuersystem in einer Weise ausgebaut, die nicht ihresgleichen hat. Die Einkommensteuer, die schon vor dem Kriege Gegenstand heißer Kämpfe war, wurde nach zwei Seiten hin angespannt. Die Steuergrenze wurde herabgesetzt — was nur im Zeichen des Burgfriedens möglich war —, und die Belastung der großen Einkommen — schon vorher bis an die Grenze des Erträglichen getrieben — nahm völlig den Charakter der Einkommensbeschlagnahme an. Neue indirekte Steuern wurden eingeführt, bestehende hinaufgeschraubt; der Freihandelsgrundsatz wurde verleugnet und Zolleinnahmen sollen Ausfälle decken. Daß es auf dieser Bahn nicht mehr weitergehen kann, wird den kühlen Engländern nicht verborgen sein. England steht, was die Aufbringung der für den Krieg nötigen Gelder angeht, unter stärkstem Atmosphärendruck; sein vor dem Krieg zweifellos gesunder Organismus hat sich während des Krieges übernommen. Und wenn es auch selbst die Anspannung noch eine Zeitlang aushalten könnte, wir werden sehen, von welcher Seite ihm die Katastrophe drohen kann.

Frankreichs Finanzen.

Die finanzielle Katastrophe droht England von seinen Verbündeten. Weniger wohl von Frankreich, dessen Finanz- und Volkswirtschaft im Kriege zwar ganz durchsichtig geworden ist, das aber sicher noch nicht — was wir uns für den Friedensschluß merken wollen — am Rande seiner Kräfte steht. Das schließt nicht aus, daß es den Krieg bisher auf die unsolideste und leichtsinnigste Art finanziert hat. In Frankreich, das doch so kriegsbegeistert zu sein vorgibt, halten die Kapitalisten — die große Bourgeoisie, wie Clemenceau sich ausdrückt — jedenfalls am meisten mit ihrem Gelde zurück. Man erinnere sich, daß seit Beginn des Krieges das französische Publikum an langfristigen Obligationen nicht mehr erworben hat, als z. B. das ungarische Volk diesmal bei der dritten ungarischen Kriegsanleihe gezeichnet hat. Die Kosten für den Krieg, die sich doch auch für Frankreich auf 20 Milliarden belaufen, hat man dort teils durch Begebung kurzfristiger Schatzwechsel und teils durch eine übermäßige Ausgabe von Banknoten gedeckt. Zur Erklärung der großen Zurückhaltung des Kapitals muß man daran erinnern, daß kein Volk auf der Erde so viel fremde Rentenpapiere bei sich aufgenommen hat, wie das französische, so daß auch schon vor dem Kriege die für die Einführung der dreijährigen Dienstzeit vorgesehene Anleihe mit einem Mißerfolge endete. Dazu kommt noch, daß das französische Wirtschaftsleben nach Ausbruch der Feindseligkeiten lange Zeit so gut wie tot war, und daß es auch heute noch nicht regelmäßig arbeitet. Aber nach seinem Vermögen hat das französische Volk längst nicht das geleistet, was andere Völker auf beiden Seiten der Kriegführenden getan haben. Wenn man in Frankreich 16 Monate darüber hingehen ließ, bis man zum erstenmal mit einer langfristigen Anleihe heraus kam, so kannte man eben das Mißtrauen, das das französische Kapitalistenpublikum seinem Staate entgegenbringt. Und erst die Not zwingt dazu, an eine Regelung zu denken, die die soliden Finanzwirtschaften Deutschlands und Englands von vornherein durchgesetzt haben. Inzwischen ist das kaum Glaubliche, daß die Franzosen ihre erste Anleihe 12 Prozent unter Pari begeben wollen, amtlich bestätigt worden. Das ist das Eingeständnis, unter welchen Schwierigkeiten man vom französischen Sparer Geld für Kriegszwecke erhält; das ist — wir wiederholen es — aber noch keineswegs der Beweis, daß Frankreich sich seiner finanziellen Erschöpfung nähert. Wir glauben vielmehr, daß, wenn man jetzt auch nur mit Röhrendruck Geld herausholen kann, Frankreich immer noch imstande sein wird, ein reichliches Lösegeld der Niederlage, wie Finanzminister Ribot die Kriegsentschädigung nannte, zu bezahlen.

Die russische Katastrophe.

Anders in Rußland. Wenn dort bisher der Versuch gemacht worden war, Gelder zusammenzubringen, so mußten immer die Banken herhalten, weil die Einzelwirtschaften schlechterdings keine Ueberschüsse haben, die sie dem Staate geben können. Die krampfhaften Bemühungen des russischen Finanzministers, in den letzten Monaten vom verbündeten England und aus dem neutralen Amerika Mittel zu bekommen, um den laufenden Verpflichtungen gerecht zu werden und den Krieg weiter zu führen, geschahen auf den Druck der Banken hin, die aus dem eigenen Lande nichts mehr herausholen zu können glauben. Hätte Rußland seine wertvolle Ausfuhr im Kriege aufrecht erhalten können, so hätte es zur Not seinen Feldzug aus eigener Kraft führen können. Die Dardanellenaktion, die das Ausfalltor für die russische Ernte öffnen sollte, ist gescheitert, und an eine befriedigende Lösung des Ausfuhrproblems denkt wohl heute in Rußland niemand mehr. Dazu kommt, daß mit der Abschaffung des Branntweinmonopols der Staat einen fühlbaren Ausfall an Einnahmen hatte, daß das reichste Industrie- und Steuergebiet in deutsche Hände gefallen ist, daß der Staat dafür die Sorge für Millionen von Vertriebenen übernehmen mußte. Die Versuche, sich bei den Engländern zu erholen, haben mit einem vollständigen Mißerfolg geendet. Rußland ist mit einem Handelskredit abgespeist worden; aber von der gewünschten Zwei-Milliardenanleihe ist kein Dollar nach Rußland gekommen. Die Verbündeten haben eben Rußland, als es nicht mehr die Hoffnungen erfüllte, die man militärisch darauf gesetzt hatte, kaltblütig im Stiche gelassen. Rußland ist ganz gegen seinen Willen und gegen seine ursprüngliche Absicht gezwungen, den eigenen Markt anzugeben. Der ist aber im Gegensatz zum englischen und französischen äußerst schwach. Und von diesem Markt fordert man gleichzeitig nicht nur Anleihen, sondern auch neue Steuern. Es sind Akte der Verzweiflung, wenn Rußland seinem geschwächten Volke jetzt eine Einkommensteuer auferlegen will, die jahrelang bekämpft worden ist, ja daneben auch eine hohe Vermögenssteuer. An allen Ecken und Enden sucht man Gegenstände und Vorgänge zu besteuern. Eine größere Summe könnte vielleicht die Steuer auf alle Erzeugnisse aus Baumwollwaren bringen, die geplant ist, aber eine gewaltige Gärung in der Textilindustrie hervorgerufen hat, die darin ihren Ruin sieht. Jedenfalls sind es nur Tastversuche, die man auf dem Anleihe- und Steuermarkte in Rußland bisher unternommen hatte, und es läßt sich noch gar nicht voraussehen, welchen Einfluß auf die innere Zersetzung des Landes es haben wird, falls diese Pläne, vor allem die Einkommensteuer mit ihren den Landbesitz schonenden und die gewerblichen Kreise hart anpackenden Wirkungen Gesetz werden sollten.

Der finanzielle Niedergang wird durch diese Politik jedenfalls nicht verhütet. Mit den russischen Niederlagen ist auch der Rubelkurs immer tiefer gefallen. Rußland führt seinen Krieg nicht mit Gold, sondern mit Papier. Es versinkt allmählich in einem Zettelmeer. Am 1. Januar 1914 waren 1664,7 Millionen Rubel in Papier in Umlauf; am 1. Januar 1915 2946,6, am 23. Juli 1915 3889,4 und am 11. November 1915 schon 5040,5 Millionen Rubel. Vor dem Kriege hatten Finanzmänner anderer Länder mit Neid auf Rußland hingewiesen, das reichlich mit dem gelben Metall versorgt war. Das ist im Kriege ganz anders geworden. Während die russischen Banknoten in Friedenszeiten eine Deckung in Gold von mehr als 100 Prozent hatten, ist die Decke jetzt auf 30 Prozent zusammengeschrumpft. Die deutschen Noten sind um 10 Prozent stärker gedeckt, dabei bleibt aber zu beachten, daß Rußland in hervorragendem Maße ein Schuldnerstaat ist, der seine Zinsen und seine Schulden mit Gold bezahlen muß, und der an dem Tage finanziell erledigt ist, an dem er diesen Verpflichtungen in Gold nicht mehr nachkommen kann. Dieser Zustand ist längst erreicht. Rußland ist während des Krieges an dem Punkte angelangt, wo ihm das unmöglich geworden ist. Innerlich ist es schon zahlungsunfähig geworden. Mit seiner neuen Anleihe gesteht das Riesenreich das ein. Es verlangt nur 2 Milliarden Mark, um über das Allerdringlichste hinwegzukommen; es gibt dafür aber eine tatsächliche Verzinsung von 6⅔ Prozent. Trotzdem haben sich vor dem Termin die Banken verpflichten müssen, mehr als die Hälfte der Summe zu übernehmen, während der Rest als eine Art Zwangsanleihe bei Sparkassen und ähnlichen Einrichtungen untergebracht wird. Von einer Beteiligung des Publikums ist gar keine Rede. Wann dieser Zustand völliger Schwäche offenbar werden wird, das läßt sich allerdings noch nicht voraussehen.

Für den vorurteilslosen Beurteiler kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß wie das militärische, so auch das finanzielle Uebergewicht sich immer stärker auf unsere Seite neigt. Während der Dreiverband für seine neuesten Aktionen die verzweifeltsten Anstrengungen macht, hat gerade in diesen Tagen Oesterreich-Ungarn, auf das der Cityman so stolz herabzublicken pflegte, einen Anleiheerfolg erzielt, der wegen seiner Größe allgemein überrascht hat. Und zu gleicher Zeit machte ein Vertreter der englischen Regierung, Bonar Law, im Unterhaus das Eingeständnis, daß sich England mit seiner bisherigen Finanz- und Anleihepolitik auf dem Holzwege befindet. Seine Rede gipfelte in dem Satze, je eher der Krieg zu Ende sei, um so besser sei es für die englischen Finanzen. Das ist genau das Gegenteil von dem, was der frühere Schatzkanzler Lloyd George immer wieder im englischen Unterhause gesagt hat, daß die letzte Milliarde den Krieg entscheiden werde, und daß England diese letzte Milliarde noch spielend aufbringen werde. Fünf Jahre lang, so hat damals dieser prahlerische Staatsmann gesagt, könne England für sich und seine Verbündeten mit Leichtigkeit alles aufbringen, was der Krieg an Mitteln verlange. Heute gibt es kaum noch einen englischen Politiker, der sich dem Ernste der Finanzlage verschlösse. Der Nebel ist viel schneller zerronnen, als man hoffen durfte.

Wiston Churchill über Kitcheners Sudangreuel.

Am 1. September 1898 donnerten zum ersten Male schwere Haubitzen vor Omdurman. Ihr Ziel, das einer der Führer der englischen Sudanarmee, der damalige Sir und heutige Earl Kitchener selbst gesucht hat, war das Grab des Mahdi. Eben noch hob sich die schlanke Kuppel des Grabmals hoch in den blauen Himmel. Da barst über ihr Punkt 12 Uhr nachmittags die erste Lydditgranate. Nach dem dritten Schuß war die Kuppel zerstört. Am nächsten Tage wurde Omdurman von den englischen Truppen genommen, das Grab des Mahdi völlig zerstört und die Leiche geschändet. Alles auf ausdrücklichen Befehl Kitcheners. Auch diese Heldenthat hat ihren Historiographen gefunden: Winston Churchill, der spätere Marineminister und derzeitige Kanzler von Lancaster im britischen Ministerium, hat als Berichterstatter für die „Morning Post" an dem Sudanfeldzug teilgenommen und in zwei Bänden seine Geschichte geschrieben (The River War, London 1899). Ueber Kitcheners Ruhmestat äußert er sich in folgender Weise:

„Vom Hause des Khalifen ging ich zu dem Grabdenkmal des Mahdi. . . . Diese Stätte war länger als ein Jahrzehnt das Heiligste und Teuerste, was die Völker des Sudans kannten. Deren trübseliges Dasein hatte dadurch vielleicht einigen Glanz erhalten, hatte vielleicht in gewisser Weise durch die Betrachtung von etwas ihnen nicht ganz Verständlichem, dem sie aber einen wunderbaren Einfluß zuschrieben, eine Weihe erfahren und jenes instinktive Verlangen nach dem Mystischen befriedigt, das die ganze Menschheit empfindet und das wohl mehr als alles andere zu dem Glauben hinführt an eine höhere Bestimmung, die eine Vorwärtsentwicklung verheißt, und an ein zukünftiges Leben.

Auf Kitcheners Befehl wurde das Grab entweiht und dem Erdboden gleich gemacht. Der Leichnam des Mahdi wurde wieder ausgegraben, der Kopf vom Körper getrennt und — wie die offizielle Erklärung sagt — für eine spätere Entscheidung aufgehoben, eine Phrase, die in diesem Falle so verstanden werden muß, daß der Schädel von Hand zu Hand gegeben wurde, bis er endlich Kairo erreichte. Hier blieb er als eine interessante Trophäe, bis die ganze Geschichte zu den Ohren von Lord Cromer kam, der die sofortige Beisetzung des Schädels in Wadi Halfa befahl. Der Körper wurde in den Nil geworfen, das war die Ritterlichkeit der Eroberer!"

Nachdem Churchill demgegenüber die viel ritterlichere Gesinnung des Mahdi hervorgehoben und durch verschiedene Beispiele belegt hat, fährt er fort:

„Es lohnt sich wohl, die Argumente zu untersuchen, mit denen man die Zerstörung des Grabes zu rechtfertigen sucht. Ihre bloße Aneinanderreihung zeigt eine Gedankenverwirrung, die schon Unaufrichtigkeit vermuten läßt. Einige sagen, daß die Bevölkerung des Sudans nicht länger mehr an den Mahdi glaubte und sich um die Zerstörung eines aufgegebenen Idols wenig kümmerte, und daß die ganze Sache darum ziemlich belanglos wäre. Andere kämpfen auf derselben Seite mit dem Argument: der Einfluß des Mahdi war noch so groß und das Andenken an ihn so stark, daß, wenn sein Nachfolger auch beseitigt sei, sein Grab noch zu einem Wallfahrtsort geworden wäre und der Eroberer einen solchen Kristallisationspunkt des Fanatismus nicht zulassen konnte, wollte er nicht seine Herrschaft gefährden. Der innere Widerspruch liegt klar zutage, aber auch ohne ihn ist jenes Argument für sich absurd. Kümmerte sich die Bevölkerung des Sudans nicht mehr um den Mahdi, dann war es ein Akt des Vandalismus und Wahnsinns, das einzige schöne Bauwerk zu zerstören, das den Reisenden anziehen und den Historiker interessieren könnte. Es ist ein schlimmes Vorzeichen für die Zukunft des Sudans, daß die erste Tat seiner zivilisierten Eroberer und gegenwärtigen Beherrscher sein sollte, den einen Dom zu zerstören, der über die Lehmhütten sich erhob. Wenn andererseits die Bevölkerung des Sudans das Ansehen an den Mahdi noch hochhielt — und mehr denn 50,000 hätten nur eine Woche vorher hart gekämpft, um ihre Verehrung und ihren Glauben zu beweisen, — dann stehe ich nicht an, zu erklären, daß das zu zerstören, was ihnen geweiht und heilig war, eine verruchte Tat war, der gegenüber der wahre Christ wie auch der Philosoph seinen Abscheu ausdrücken muß.

Niemand, der zu den glänzenden Traditionen der alten liberalen Partei hält, niemand, der mit dem Ziel fortschrittlichen Torytums sympathisiert, kann zu solchem Vorgehen seine Zustimmung geben. Es wird auch von einer ganz anderen Seite verdammt werden, von den klugen Beamten, die das indische Reich verwalten. Es ist ein offenbares Vergehen gegen das indische Strafgesetzbuch, die Religion irgend eines Menschen zu insultieren; und es ist kein stichhaltiger Einwand, daß der Verbrecher die besagte Religion für falsch hält. . . . Soll nun der Sudan nach Grundsätzen regiert werden, die das Gegenteil von dem sind, was sich in Indien erfolgreich bewährt hat, und soll ein solches Vorgehen (wie das Kitcheners) für die Regierung charakteristisch sein, dann wäre es besser gewesen, Gordon hätte nie sein Leben hingegeben und Kitchener nie seine Siege gewonnen."

Der Charakterisierung der Handlungen Kitcheners durch Winston Churchill ist nichts hinzuzufügen. Wir können nur den einen Wunsch nicht unterdrücken, Winston Churchill möge in einer der nächsten Ministerialkonferenzen seine durch die ständig wiederholte Entrüstung über "German atrocities" sicher gelangweilten Kollegen durch Wiedergabe seiner Erfahrungen im Sudan und über den heutigen Oberbefehlshaber der britischen Armee als Träger der englischen "Civilization" unterhalten.

Das Elend der Vertriebenen in Rußland.

Sofia Casanova, eine in Polen verheiratete spanische Literatin, schreibt aus Minsk erschütternde Berichte über das Elend der russischen Vertriebenen, denen sie nach dem Verlassen Warschaus begegnet ist. Daß die Frau nicht gegen Rußland voreingenommen ist, mag daraus hervorgehen, daß sie als Ausgang des Weltkrieges England und Deutschland sich die Wage halten sehen möchte, um die Ruhe und Unabhängigkeit der kleinen Völker Europas gesichert zu wissen. Hinter Baronowice sieht sie von fern das harte Profil des Großfürsten Nikolajewitsch, gefolgt von seiner bunten Leibwache von Tscherkessen, und verläßt dann die europäische Landstraße, um auf den elenden russischen Wegen endlosen Zügen Vertriebener zu begegnen, die, wie sie sich ausdrückt, beschränkte und erbarmungslose Befehle des Petrograder Mandarianats nach dem Norden Rußlands drängen, Hekatomben gleich, die sich nur mit den biblischen vergleichen lassen. Sie bleibe stumm vor der Aufgabe, den Auszug von drei Millionen Menschen aus tausend Ortschaften durch die russischen Wälder und Täler zu beschreiben, da dazu ein Dante gehöre. Von früher Dämmerung an fluteten mit elendem Hausrat, Kindern und Kranken beladne Karren über die endlosen Wege, begleitet von schwankenden, weinenden Männern und Frauen. Aermliche Laubfeuerchen wärmten die elenden Speisereste; unter Bäumen dränge man sich zusammen, um die Herbstnächte im Regen zu verbringen. Die Kindersterblichkeit sei entsetzlich; manche erstickten zwischen den Kissen der Wagen, andere erlägen dem Typhus und dem Durchfall. Taumelnd, mit vor Hunger und Schrecken geweiteten Augen wanderten barfüßige Kleine, vergeblich an ihrer Hand saugend, über die Straßen. Gruppen unter sich unbekannter Leute machten zusammen mit ihrem ausgemergelten Vieh den Weg. Wer tot zusammenbreche, bleibe liegen und werde nicht einmal begraben, und unzählige befalle dieses Schicksal, so daß trotz neuen Zuzugs die Gruppen nie anschwellen. Kranke würden mit Gewalt von ihrer Familie getrennt und müßten zurück bleiben. Wer sich weigere, weiter zu wandern, den treffe unbarmherzig die Knute der Kosaken. Sie habe eine Soldatenfrau getroffen, die, ihr vierjähriges Kind an der Hand, 400 Km. gewandert sei; auf einem Karren habe ein achtmonatiges Kind gelegen, das ein Vater beim Begräbnis seiner Tochter auf dem Grab einer Choleratoten verlassen gefunden und an sich genommen habe. Ein Blinder, von seiner Frau geführt, habe mit Schaudern den Augenblick erwartet, wo diese ihn verlassen werde. Fünf deutsche blonde Kolonistenkinder hätten mit anderen Leuten unter einem Zeltverhang gesessen, getrennt von ihren Eltern, deren Spur sie verloren hätten. Aus Wasserlachen, in denen verendete Tiere die Luft mit Pestgeruch erfüllten, habe sie Kinder Wasser schöpfen sehen. Man habe ihr erzählt, daß in der Gegend von Kobren nach Pinsk auf 120 Km. in der Runde viele Tausende Leichen von an der Cholera Verstorbenen unbeerdigt auf offenem Felde lägen. Während des Rückzuges des 13. Armeekorps aus Brzesc hätten die zurückflutenden Truppen erbarmungslos lange Züge von Vertriebenen überrannt. Ueber Alte und Schwache seien Pferde und Geschütze gegangen. Kinder und Eltern, Mann und Frau seien getrennt worden, ganze Familien umgekommen. Ueber das Gewirr des Zusammenstoßes habe ein Zeppelin Bomben geworfen, und die Szene sei derartig grauenhaft gewesen, daß ein Mann, als er sah, wie ein Offizier sein verwundetes Pferd niederschoß, diesem zugerufen habe: Erbarme dich meiner und mache mit mir wie mit deinem Pferd." In Minsk habe eine Mutter von vielen Kindern eines ihrer Kleinen vier Tage lang nicht beerdigen können, weil sie nicht die Förmlichkeiten zu erfüllen wußte, die man auf der Polizei von ihr verlangt habe. Sie ließ schließlich den kleinen Körper in der Kirche, und der katholische Pfarrer half sich damit, ihn im Grab eines österreichischen Kriegsgefangenen mit zu bestatten. In dieser Stadt, versicherte Sofia Casanova, der Arzt, dem die Fürsorge der Vertriebenen aufgetragen war, daß alles was die Semstwos und polnischen Abordnungen täten, sozusagen nutzlos sei, weil es einen Tropfen Wasser im Meer bedeute. Es fehle an Organisation, an Verkehrsgelegenheiten und an Personal, das Lebensmittelverteilung und Gesundheitswesen regele. Die Leute schleppten sich todkrank in die Wälder, um nicht interniert zu werden. Der Arzt habe in einem Schuppen fünf cholerakranke Abkömmliche deutscher Kolonisten getroffen, als Ueberbleibsel von 100 Schicksalsgenossen, die sich dort verborgen hätten. Die Semstwos hätten zwar Geld, aber weder Lebensmittel, noch Aerzte noch Pfleger. Man wisse keinen Rat, lassen aber die Polen nicht schaffen. Die Vertriebenen hätten ihre Scholle nicht verlassen wollen, seien aber mit Knutenhieben aus ihren Häusern gejagt worden, verfolgt von dem entsetzlichen Befehl des Heeres, alles auf dem Rückzuge zu zerstören und zu verbrennen. Eine Frau, die ihre Kinder im wörtlichen Sinne verloren hatte, und an deren Röcken eine blinde Mutter hing, erzählte, daß sie nach langer Wanderung auf freiem Felde in einen Zuge verladen werden sollte, daß die schwerfällige Blinde sie aber verhindert habe, rechtzeitig einen Platz zu erreichen, und daß der Zug abgefahren sei, sie wisse nicht, wohin. Die Frau habe angedeutet, daß sie ihre Mutter verlassen müsse, um ihre Kinder zu suchen, und die Alte habe gefleht und gewinselt, aus Furcht, von den Wölfen gefressen zu werden. Neben dem Bahnhof von Minsk, wo Haufen Unglücklicher tage- und wochenlang in Kälte und Regen einen Zug erwarteten, werde der ganze Unrat der Stadt abgeladen und bilde eine schreckliche Gesundheitsgefahr. Es sei an der Tagesordnung, nach begonnener Reise die Lokomotiven abzukoppeln und die Wagen mit ihren Insassen unterwegs ihrem Schicksal zu überlassen. Millionenwerte von Gepäckstücken seien hierbei schon verloren worden. Man habe ihr zwei Telegramme gezeigt, dem einen nach seien auf der Strecke von Slutsk 20 Leichen aus einem Zuge geworfen, die niemand beerdige, dem andern nach herrsche auf dem Stary drog, dem alten Weg, eine ungeheure Sterblichkeit. Die Wege seien voller Kranken und Toten. Pflege fehle, man flehe um Hilfe. — Sofia Casanova bemerkt zum Schluß, daß sie vielmehr gesehen habe, als sie erzähle, daß es fortgesetzt mehr Schrecken gebe, als sie in Umrissen gezeichnet habe, daß sie aber nicht den Mut besitze, alles zu schildern.

Ein unfreiwilliges Zeugnis.

Da die Verwüstung und Entvölkerung der vom Rückzug der russischen Heere betroffenen Landesteile in englischen Darstellungen immer den vordringenden Deutschen zur Last gelegt wird und nie die Wahrheit zum Ausdruck kommt, daß die geschlagenen Russen selbst die durchzogenen Dörfer in Brand steckten und die eigenen Landsleute gewaltsam mit sich schleppten oder, solange es angeht, vor sich hertreiben, so sei ein Ausspruch festgenagelt, den sich ein Berichterstatter der Times entschlüpfen läßt und der für das englische Entstellungsverfahren eigentlich eine unbedachte Entgleisung bedeutet. Stanley Washburn schildert das Elend der Vertriebenen: „Die größte Tragödie des Krieges spielt sich heute nicht auf dem Schlachtfelde ab, sondern in dem endlosen Strome der Flüchtlinge, die sich vor der Geißel des deutschen Einbruchs in Sicherheit zu bringen streben. In zwei Tagen sah ich ohne Uebertreibung mehr als 100,000 dieser Unglücklichen. Es sollen an die zwei Millionen dieser Aermsten schon seit Monaten auf der Wanderung sein." Er sprach mit dem Postbeamten eines Dorfes, wo gerade einige Hundert Flüchtlinge aus der Gegend von Grodno lagerten, und erhielt von ihm die Auskunft: „Diese Leute denken und sprechen nichts als Krieg. Suchen Sie ihre Lagerfeuer auf; Sie werden Tag und Nacht kein anderes Gespräch hören als Krieg und immer wieder Krieg. Und sie wissen recht gut, um was es sich für sie handelt. Nur wenige begehrten in ihrer Heimat zu bleiben, nachdem unsere Truppen sie verlassen hatten (?), und im ganzen ergehen sich auch nicht viele in Klagen über die geschichtlich überkommene Politik unserer Heere, in das Innere des Reiches zurückzuweichen und dem Feinde nur eine Wüste übrig zu lassen. Sie hoffen und meinen in ihrem eigenen Verstande, Rußland zum Siege zu verhelfen; denn niemand von ihnen glaubt auch nur einen Augenblick, daß wir verlieren können." Washburns zwei Millionen sind jedenfalls drei- oder vierfach zu rechnen. Die Wanderhorden bergen nicht nur in sich selbst ein furchtbares Elend, sondern tragen wie Heuschreckenschwärme Verheerung und Not auch in das vom unmittelbaren Verhängnis des Krieges verschonte tiefe Innere des Reiches. Da ist es angemessen, für die Zukunft dieses englisch-russische Eingeständnis aufzuspeichern, daß die entsetzliche Verantwortung wirklich auf der russischen Politik liegt, die in gänzlicher Verkennung des Zeitenwechsels eine Lehre von 1812 befolgen zu können meint und nicht bedenkt, daß dem deutschen Vormarsch vielleicht Unbequemlichkeiten, aber bei den wie durch Zauber wiederhergestellten rückwärtigen Eisenbahnverbindungen keine ernstlichen Schwierigkeiten der Verpflegung und Ausrüstung entstehen.

Der Katzenschwindel in Westindien.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden die „Mungos" — eine besonders gefräßige Katzenart — in Westindien eingeführt, um der die Felder und Gärten verwüstenden Rattenplage ein Ende zu machen. Die Ratten verschwanden auch mit der Zeit, aber bald mußte man erkennen, daß man den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben hatte: nun war die Katzenplage da, und sie richtete ebenso viel Schaden an, wie ehedem die Ratten. Die Katzen vermehrten sich in erschrecklicher Weise und begannen, da es keine Ratten mehr gab, die Hühnerhöfe zu ihrem Jagdgebiet zu machen. Außerdem fraßen sie sämtliche erreichbaren Eidechsen, sodaß die Insekten ungefährdet ihr Unwesen treiben konnten. So kam es, daß die westindischen Behörden auf jede tote oder lebendige Katze einen Geldpreis aussetzten. Und dies hatte, wie der „Daily Mail" aus Trinidad gemeldet wird, eine blühende Schwindelindustrie zur Folge. Die unternehmenden Bauern züchteten die Katzen in großem Stil, um möglichst viel Geldprämien zu ergattern. Außerdem gruben sie die abgelieferten und von den Angestellten der Regierung verscharrten Katzen nachts wieder aus, um sie tags darauf nochmals zu verkaufen. Es soll vorgekommen sein, daß ein Bauer dieselbe Katze sechsmal gegen Belohnung ablieferte.

Um das System der Katzenausrottung zu verbessern, wurde in einer Ortschaft, in der zwei Stellen zur Entgegennahme der Tiere eingerichtet waren, eine Neueinrichtung getroffen. Während die eine Annahmestelle für Katzen ohne Unterschied des Geschlechts drei Schilling zahlte, gab die andere Stelle bekannt, daß sie für jedes Weibchen 4 Schilling und für jedes Männchen 2 Schilling zahle. Und was geschah? Ganz einfach: sämtliche Männchen wurden an der ersten Stelle für 3 Schilling abgeliefert und sämtliche Weibchen an der zweiten Stelle für 4 Schilling. So kommt es, daß die westindischen Landleute ein Vermögen an Katzenprämien zusammeln, während die Plage nach wie vor die gleiche bleibt.